

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 228 (1955)

Artikel: Das seltsame Geläute
Autor: H.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das seltsame Geläute

Kunstmaler Heller zog für die Sommerwochen in sein entzückendes altes Berghüttchen in Ritterlingen im Einödstal. Ein Steinesel baftete seine nötigsten Sachen über den heißen Haldenweg gute drei Stunden hinauf; denn Ritterlingen klebte wie ein Schwalbennest in den Alpmatten über den schauerlich abstürzenden Felsen des Haupttales, so vergessen, daß die Geometer bei der Geländeaufnahme meinten: „Eigentlich könnten wir euch da oben weglassen, das merkt nicht einmal der Herrgott. Die Kartoffeln müßt ihr ja mit der Schrotflinte sehen und die Hühner anseilen. Daß ihr nicht mit lauter Gamsfüßen geboren seid!“

Einer dieser spöttelnden Heimatforscher hatte Heller die Existenz des uralten Nestes verraten mit dem Erfolg, daß der Kunstmaler es seit zwei Jahren zu seiner Sommerresidenz erwählt. Hellers schlichte Art entfernte sogleich jede mißtrauische Schranke zwischen ihm und den Einheimischen, und er unterstützte sie verständnisvoll in dem überlieferten Stolz über ihren sonderbaren Namen. Wohl wuchsen auf den schattseitigen Waldweiden im September massenweise die braunvioletten Hütchen der schmachhaften ‚feuschen Ritterlinge‘, die auch des Künstlers Speisezetteln bereicherten, aber die Bauern behaupteten, sie stammten samt und sonders von einem Rittergeschlecht ab, das vor Jahrhunderten aus dem Tal vertrieben und hier oben seine letzten Zweige abgesteckt. Und die selbstbewußten Ritterlinger mochten recht haben; denn sie unterschieden bis ins Grab hinein zwischen ‚Hoch‘ und ‚Niedrig‘, zwischen ‚Leinen‘ und ‚Baumwollen‘, auch wenn kein ‚von‘ oder ‚zu‘ ihre Familiennamen zusätzlich schmückte. Außer dem guckten sie mit steilen Stirnen über ihre majestätischen Felswände hinab, sandten bei Gelegenheit einen Fluch mit und dachten: „Wir sind dem Herrgott doch lieber und werter als ihr Staubtreter dort unten. Darum läßt er uns fast in seinen Himmel langen!“ Die Talleute aber übernahmen die Ritterlinger abschätzig „die Himmelsstößer.“

Heller lehnte über den umbradunklen Lärchenholzsims seines Atelierfensters und lauschte dem Grabgeläute, das von der Dorfkirche über

die Hogermatten zu ihm heraufscholl. Alle vier Erzstimmen versangen sich machtvoll einig in den wolkenlosen Nachmittaghimmel. Das dröhnende Geläute schien eher zu einem Festgottesdienst zu rufen als zu einem offenen Grabe. Aber aus allen Gassen sah Heller dunkle Gestalten ruhig schreiten. Da und dort glitzerte ein Kunstfranzgebilde aus Glasperlen auf. Kinder mit Blumensträußen mischten sich unter die Erwachsenen — das Erzgeläute schwoll in seiner Viertelstunde zur Ewigkeit an.

Mit seinem Feldstecher beobachtete der Maler den Vorgang auf dem glühend übersonnten Gottesacker zu Füßen der stattlichen Kirche. Die Entfernung war zu weit, um deutliches Menschenwort zu vernehmen, aber als die Glockenstimmen verstummten, erklang ein dünner Trauergefang mit einem sonderbar lang ausgezogenen Klageschrei am Schluß.

Noch nie hatte Heller in Ritterlingen solchem Ereignis beigewohnt. Die Leute schienen auch hier wie anderswo eher in den Wintermonden über den letzten Paß aufzubrechen als in den hohen Sommertagen, wo selbst müde, müde Knochen sich noch kindlich des köstlichen Lichtes erfreuen.

Am Abend fragte der Maler den Sigristen, bei dem er Milch und Brot bezog, was für ein Staatsbegräbnis gewesen sei; denn bei ihm zu Hause läute man den Toten höchstens mit zwei kleineren Glocken.

„Hoho,“ lachte der fahlföpfige magere Bauer, dem die unermüdliche Höhensonne eine Mumienhaut auf die Knochen gedörst, „hoho: Dem haben wir großgeläutet, der hat's verdient!“

„Was ist das, großläuten?“ fragte Heller erstaunt. Der seltsame Ausdruck fand sich nicht in seinem Wörterbuch.

Der Sigrist pfiß leise durch die starken Zähne, schmagte, als taue er einen Fleischresten herunter, und brummte: „Ah, wenn man dem Toten alle Glocken zieht, alle vier dort oben!“

Mit einem Mistgabelstiel deutete er über den verkreuzten Firsť seines Kuhstalles nach dem dahinter in den eisenhutblauen Himmel ragenden Glockenturm.

„Und wenn's einer nicht verdient?“ fragte der Maler mit beherrschtem Lächeln.



Im Februar 1954 ist der Basler Rheinhafen wieder einmal zugefroren.

Photopress-Bilderdienst, Zürich

Des Bauern Kastanienaugen erglühnten gespannt.

„Dann zieht man nur eine, wie einem armen Hudel, mhm — “ erwiderte er frostig.

Beide schwiegen. Dann hustete der Alte: „'s kommt aufs Bezahlen an, hm ... Kann's wohl brauchen.“

Der Mann hatte eine fünfzehntöpfige Familie zu versorgen. Warum sollten ihm bei solcher Aufgabe nicht sogar die Kirchenglocken auf solch sonderbare Weise ein bißchen unter die Arme greifen? Sollte der Pfarrer dagegen protestieren und den durch Gewohnheitsrecht geheiligten Brauch abschaffen? Klüglich hielt er's mit dem weisen Satz Roms: *Quieta non movere* — störe nicht, was ruht!

„Also gibt's bei euch zwei Sorten Tote“, bemerkte der Maler, „großgeläutete und kleingeläutete?“

„Versteht sich“, murmelte der Glöckner, „wie's gerecht, je nach Verdienst.“

Heller schwieg, aber in seinen scharfen Augen bligte der Schalk. Der Bauer reagierte mit hörbarem Kraken auf seinem lederigen Glaschädel.

„Ist das interessant, einmalig“, rief der Künstler, „nun ja, das steckt wohl in der ritterlichen Erbmasse.“

Dem Bauern die Hand zum Gutenachtgruß reichend, nahm er sein Milchkrüglein und ging nach seiner Klausel. Unterwegs aber sann er: „Bei allen lieben Heiligen vom Einödstal, diesen

Pharisäerbrauch stelle ich ab, die Bude werden sie mir darob nicht anzünden!"

Es traf sich, daß zwei Wochen später ein einsames, steinaltes Weiblein, das im hintersten Dorfwinkel ein brandschwarzes Häuschen bewohnte, das Zeitliche segnete. Die zahnlose Greisin, fast an Kindes statt, hinterließ buchstäblich nichts als ihren spindeldürren Leib im verschoffenen Alltagsrock. Das Häuschen gehörte der Gemeinde, die auch für den Sarg zahlen mußte.

Seller hatte die Alte im Vorzimmer im Steinrahmen ihres verrückten Küchenfensterchens gemalt und das trefflich geratene Bild einem sammelsüchtigen Amerikaner teuer verkauft. Durch das überallhin wehende Gerücht vom Ableben der Einsamen unterrichtet, ging Seller am Vortage des Begräbnisses zum Sigristen und sagte ihm unter vier Augen: „So, mein lieber Herr Lonzer, morgen wird die alte Barbara klingen, nicht wahr?“

„Versteht sich“, knurrte der Bauer, „die ist nicht die kleinste Glocke wert. Kriege vermutlich nichts fürs Ziehen. Da sind bloß Spinnester zu holen.“

„Die Barbara wird groß geläutet!“ erklang's wie ein unwiderruflicher Richterspruch aus des Künstlers Mund.

„Waaas?“

Des Sigristen wilder Schnurrbart hing über zwei stumpf gefauten Zahnreihen wie eine braune Seilschlinge.

„Groß geläutet wird die Barbara, bei Sanct Antonius, Blasius und Florian! Mit allen vier Glocken, die volle Viertelstunde lang, keine Sekunde weniger! Ich werde mit der Stoppuhr kontrollieren.“

Brüllendes Gelächter erschütterte den dunklen Vorraum, in dem der Künstler und der Bauer standen.

„Es ist mir völlig ernst, lieber Mann“, erklärte Seller heiter, und um den Verblüfften gleich ins ganze Bild zu setzen, zog er aus seiner Brusttasche eine Hunderternote und drückte sie Lonzer in die holzharte Rechte: „Da, und läutet wie dem adligen Urahn aller verdienten Ritterlinger!“

Als andern Mittags vier Nachbarn Barbaras Sarg, er maß knapp fünf Fuß, auf den son-

nigen Gottesacker trugen, zogen acht Buben des Sigristen die vier Glockenseile, als müßten alle Ritterlinger, selbst auf den fernsten Gerstenackerchen bis ins Herz hinein hören, daß die Seele ihrer Armsten von einem Großgeläute in den Himmel getragen wurde, wie es noch keinem ihrer Vornehmsten erklungen. S. S.

Ungalant

Im Beisein von Johannes Brahms wurde in den siebziger Jahren einmal über eine nicht sonderlich gelungene Aufführung der Handnschen „Schöpfung“ durch den Wiener „Singverein“ gesprochen.

Die meisten Anwesenden machten den Dirigenten des Konzerts für die Mängel der Interpretation verantwortlich, doch da ließ sich Brahms vernehmen.

„Der Mann hat es mit dem Singverein bestimmt nicht leicht gehabt. Wenn man den Damen dieses Chores etwas an ihrem Vortrag aussetzen will, riskiert man immer die Antwort: ‚Unter Handn haben wir das so gesungen!‘“

Um die Bosheit dieser Bemerkung voll zu ermessen, muß man sich vor Augen halten, daß Handn im Jahre 1809 starb. Die wackeren Sängerrinnen des Singverein-Chors waren wohl nicht mehr die allerjüngsten, aber immerhin...

Vom Himmel gefallen

Der den Frauen gegenüber stets sehr höfliche Spötter Voltaire behauptete einmal in einer Gesellschaft, ihm sei noch niemals eine häßliche Frau begegnet. Eine seiner Zuhörerinnen, die eine flachgedrückte Nase und viel Humor besaß, sagte darauf: „Sehen Sie mich an und gestehen Sie, daß ich wirklich häßlich bin!“

„Gnädigste“, erwiderte der anscheinend in die Enge getriebene Spötter mit überzeugendem Ernst, „wie alle übrigen Angehörigen Ihres Geschlechtes, so sind auch Sie ein Engel, der vom Himmel gefallen ist. Es war nur ein besonderer Unglücksfall, den man Ihnen nicht übel nehmen kann, daß Sie gerade auf die Nase zu liegen kamen!“